

Eigenart und Eigenwert der Geschichte und der Religion des Volkes Israel und des Judentums [Fortsetzung]

Autor(en): **Bergmann, Hellmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **12 (1956)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sünde, wie ein Hund zu seinem Ausgespienen.» (*Buber 1*, S. 546f.)

1 Joh 2:7f. — R. Nachman von Brazlaw: «Ich gehe einen neuen Weg, den noch kein Mensch betreten hat. Es ist ein sehr alter Weg und trotzdem ganz neu.» Gemeint ist die Gottessehnsucht. (*Horo-dezky*, S. 170.)

1 Joh 2:18. — In einer Legende von Bescht heißt es über Jakob Frank: «Aller Kunst des Trugs kundig, fälschte er das Heiligste, durchzog mit zwölf Erwählten die Städte Polens und ließ sich als den Messias und Gottessohn verehren.» (*Buber 1*, S. 313.)

1 Joh 4:19. — R. Chajim von Zanz: «Ich habe die armen Leute lieb. Wißt ihr, warum? Weil Gott sie lieb hat.» (*Buber 2*, S. 695.)

1 Joh 4:20. — Bescht: «Die wahre Gottesliebe ist, mit der Menschenliebe anzufangen. Und wenn dir einer sagt, er habe Liebe zu Gott und habe keine Liebe zu den Menschen, wisse, er lügt.» (*Buber 3*, S. 181. Vgl. *Buber 1*, S. 161.)

Offb 1:18. — R. Jizchak Meir von Ger bezeugt über R. Simcha Bunam von Pzysha: «Er hatte die Schlüssel aller Firmamente. Und warum auch nicht? Der Mensch, der nicht sich meint, dem gibt man alle Schlüssel. Er hätte auch Tote beleben können; aber er war ein ehrlicher Mann und nahm nicht, was ihm nicht zukam.» (*Buber 1*, S. 540.)

EIGENART UND EIGENWERT DER GESCHICHTE UND DER RELIGION DES VOLKES ISRAEL UND DES JUDENTUMS

VON HELLMUT BERGMANN, Frankfurt a. M.

Fortsetzung

Wenden wir uns nunmehr dem zweiten Teil unserer Aufgabe zu, von der Eigenart und dem Eigenwert der israelitischen und jüdischen Religion zu sprechen. Und zwar werden wir nacheinander von der Eigenart und dem Eigenwert der israelitischen und jüdischen Religion in religiöser, sittlicher und sozialer Hinsicht zu

handeln haben. Zuerst also in religiöser Hinsicht. In der Abrahams-
geschichte tritt uns die Religion des Erzvaters als Sache des un-
bedingten Gottesvertrauens entgegen. Er empfängt den Befehl von
Gott: «Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft
und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.
Und ich will dich zum grossen Volk machen und will dich segnen
und dir einen großen Namen machen und sollst ein Segen sein.
Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen;
und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.»
Abraham glaubte dieser Verheißung trotz aller menschlichen Ein-
wände. Er ging aus dem Vaterlande; er hielt sich vertrauensvoll
an Gottes Zusage, obwohl er und seine Frau hochbetagt waren;
also menschlich gesprochen auf keine Nachkommenschaft mehr
rechnen konnten. Er war auch bereit, seinen eingeborenen Sohn
Gott zu opfern. Und sein Vertrauen wurde gerechtfertigt. Mag bei
der Geschichte von Isaaks Opferung die Beurteilung je nach dem
Standpunkt des Betrachters eine verschiedene sein — die einen
werden dem biblischen Wortlaut entsprechend in ihr ein Beispiel
überwindenden Glaubensgehorsams des Abraham erblicken, die
anderen werden sie als den Ausdruck für den endgültigen Durch-
bruch der Erkenntnis von der Irrigkeit der Menschenopfer an-
sehen —, jedenfalls leuchtet aus ihr das Gottvertrauen Abrahams
hervor, das von Gott voll gerechtfertigt wird. Wenn wir nun von
Moses und seinem Werk reden wollen, so ist das Folgende als ge-
schichtlich gesichert festzuhalten. Moses hat das Volk aus den
Banden der antiken Mythologie und des Bilderdienstes befreit.
Ist doch Israel durch ihn das einzige Volk unter den antiken Völ-
kern, das keine Mythologie gehabt hat und das die Gottheit nie-
mals geschlechtlich differenziert hat. Denn es kommt das Wort
Göttin bei den Israeliten überhaupt nicht vor. Der Bilderdienst
wird aber durchgehend und ausnahmslos im Alten Testament be-
kämpft. Ebenso zeichnen sich die religiösen Bräuche Israels durch
eine besondere Einfachheit aus. Israel verabscheute das Kinder-
opfer und namentlich die religiöse Unzucht, wie sie bei den Nach-
barn Israels im Schwange war, diese traurigste aller religiösen Ver-
irrungen, die die Prostitution als gottesdienstliche Handlung be-
trieb. Überhaupt hat Israel im Vergleich zu seinen Nachbarvölkern

eine hohe reine Sittlichkeit gehabt. Doch davon später. Hier sei vor allem noch darauf hingewiesen, wie Israel sein Verhältnis zu Gott auffaßte. Zwar war in alter Zeit für das israelitische Denken sein Gott Jahwe nicht der einzige Gott. Es bestritt das Dasein anderer Götter nicht, wie schon das erste Gebot beweist, das unbedenklich von dem Vorhandensein anderer Götter redet. Aber es wurde gefordert, daß der fromme Israelit nur dem Gotte Jahwe diene und keine anderen Götter neben ihm habe. Erst bei Jeremia begegnet uns die Erkenntnis, daß es nur einen Gott gibt. Wahrhaft erhabene Züge wurden in dies Gottesbild eingetragen. Gott ist im Alten Testament ein überweltlicher, persönlicher Gott, der in seinen Offenbarungen sich aus der Höhe herniederneigte zu den Menschenkindern und durch seine Boten zu den Menschen redete, der sein Gesetz gab und für dies Gesetz Gehorsam forderte. In der dichterischen Sprache der Psalmen wird er mit Hoheit und Herrlichkeit umkleidet; er umgibt sich mit dem Licht wie mit einem Kleid, er spannt die Himmel aus wie ein Zelttuch, macht Geister zu seinen Boten und das lohende Feuer zu seinem Herold. Er wurde bildlos verehrt, wodurch der rein geistige Charakter der israelitischen Gottesverehrung sichergestellt wurde. Menschenverehrung wurde folgerichtig ausgeschaltet. So hieß es von Moses, daß ihn Gott selbst auf dem Berge Nebo begraben habe. Niemand wußte die Stelle, wo seine sterblichen Überreste ruhten. Infolgedessen konnte niemand eine Wallfahrt zu dieser Stätte machen und die Verehrung Gottes konnte nie durch Menschenverehrung getrübt werden.

Bedarf es überhaupt des Vergleiches dieser Gottesvorstellung mit den Gottesvorstellungen anderer Völker, um ihre Einzigartigkeit und sittlich religiöse Höhe zu erweisen? Weder die Babylonier mit ihren an sich frommen Gotteshymnen, noch die Ägypter mit ihren Tierbildern haben sie von ferne erreicht. Nicht einmal die Griechen. Auch dies gewiß geistig hochstehende Volk der Weisheit und Kunst hat einen Olymp voll Götter gehabt mit oft recht menschlichen Eigenschaften, und die Lehre des Sokrates und die Gedankenwelt Plotins enthalten keinen annähernd erhabenen Gottesgedanken.

Doch wenden wir uns den sittlichen Werten und der sittlichen

Eigenart der alttestamentlichen Religion zu. Als die oberste Richtschnur des menschlichen Handelns gilt der Wille Gottes. Darum betet der Psalmist: «Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz; prüfe und erfahre, wie ich's meine; und sieh, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich, Herr, auf ewigem Wege.» In den zehn Geboten ist der Wille Gottes auf die kürzeste und überzeugendste Weise zum Ausdruck gebracht. Daß man sich ihnen nicht entziehen kann, wenn ein gedeihlicher, gerechter Aufbau der menschlichen Gesellschaft gewährleistet werden soll, leuchtet jedem von uns ein. Sie sind die ewigen Grundwerte der sittlichen Weltordnung, unterschrieben von Gott selbst. Denn sie beginnen: «Ich bin der Herr, dein Gott.» Dieses Zehngebot auf den Tafeln vom Sinai überragt himmelhoch alle außerbiblischen Gesetze des Altertums. Die Gesetze von Babylon reichen an diese sittliche Höhe nicht heran. Denn während die Gebote vom Sinai unlöslich mit dem Gottesgedanken verbunden sind und nicht bloß die äußere Bosheitstat verbieten, sondern auch die innere Gesinnung ordnen wollen, wie es aus der Wendung hervorgeht: «Seid heilig, wie der Herr euer Gott heilig ist», sind die zum Teil guten Lehren der Babylonier mit Aberglauben und Zauberformeln untermengt. Besonders sei hier das Verbot der Totenbeschwörungen erwähnt; das Alte Testament steht damit allein in der Welt der alten Religionen. Welche Weisheit seelsorgerlicher Art steht dahinter! Wir brauchen nur unsere Nervenärzte zu fragen! Darf ich noch hinweisen auf die Tatsache, wie ernst das Gebot der Wahrhaftigkeit im Alten Testament eingeprägt wird? Nicht nur das achte Gebot fordert die Wahrhaftigkeit zwischen den Menschen; auch sonst wird Unwahrhaftigkeit und Doppelzüngigkeit schwer gerügt. So lesen wir im 64. Psalm: Verbirg mich vor der Versammlung der Bösen; sie erdichten Schalkheit und halten es heimlich, sind verschlagen und haben geschwinde Ränke.» Helle Lichter der alttestamentlichen Sittenlehre leuchten aus den Sprüchen Salomonis. Wir übergehen die Anstands- und Gesundheitsregeln wie: «Man soll nicht an der Türe horchen» oder «Unrecht Gut gedeiht nicht», «Hochmut kommt vor dem Fall» und «Jung gewohnt, alt getan». Wir verweisen lieber darauf, wie immer wieder eingeschärft wird: «Des Herrn Furcht ist Anfang der Erkenntnis.» Wir erinnern daran, wie die Ehrfurcht

vor den Eltern immer neu eingepägt wird und die Ehrfurcht vor der Frau. So lesen wir im letzten Kapitel der Sprüche: «Wem ein tugendsam Weib beschert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen. Sie tut ihm Liebes und kein Leides ihr Leben lang. Sie breitet ihre Hände aus dem Armen und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugeht und isset ihr Brot nicht mit Faulheit. Ihre Söhne stehen auf und preisen sie selig; ihr Mann lobet sie. Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.» Hier leuchtet ein ganz helles Licht im Buch der Bücher auf. In den Satzungen des außerbiblischen Altertums der gleichen Zeit war die Frau rechtlose Sklavin; in den gleichzeitigen Büchern der Bibel wird sie die Krone des Mannes genannt (Spr. 12,4). Und das vierte Gebot stellt Vater und Mutter auf eine Stufe. Die so oft als überholt bezeichneten Speisegebote des Alten Testaments gewinnen sofort eine tiefe Bedeutung, wenn man sie im Lichte der Notwendigkeiten ihrer Zeit sieht. Sie sind nicht bloß hygienische Vorschriften, die die klimatischen Verhältnisse des Morgenlandes berücksichtigen, sondern ihr Zweck war die Wahrung des Abstandes von allem Heidnischen.

Will man einwenden, daß im Alten Testament auch abschreckende Beispiele sittlicher Verirrung gezeigt werden, so übersehe man nicht, daß das Alte Testament niemals einen Zweifel läßt, daß Gott solch Verhalten schwer heimsucht. Daneben aber lasse man sich doch stärken durch die wahrhaften Vorbilder, durch Abraham mit seinem unerschütterlichen Gottvertrauen, durch die Demut des Joseph im Gefängnis, der nicht mit seinem Schicksal hadert, sondern der Versuchung widersteht: «Wie sollte ich denn nun ein solch groß Übel tun und wider Gott sündigen?»; durch Moses, in dessen Leben drei Berge aufragen, der Horeb, wo er seine Berufung erhält, der Sinai, wo er von Gott die Gebote empfangen darf, und der Nebo, von dem er aus das versprochene Land sehen darf. Groß war Moses, als er den Auszug der Kinder Israels durchsetzte, größer, als er für den wahren, sittlichen, bildlosen Gottesdienst kämpfte anläßlich des goldenen Kalbes, am größten, als er den Herrn nach der Sünde seines Volkes bat: «Ach, das Volk hat eine große Sünde getan und haben sich güldene Götter gemacht.

Nun vergib ihnen ihre Sünde; wo nicht, so tilge mich auch aus deinem Buche.» Und ist Hiob nicht ein Vorbild der Geduld? Ist Elias nicht ein aufrichtiger Gotteskämpfer? Greifen uns die Worte des ringenden Jeremia nicht ans Herz? Erschüttert uns nicht das Beispiel des Hosea, der das traurige Eheschicksal zum Bilde für das Verhältnis seines Volkes zu seinem Gott nimmt? Mag sein, daß die alttestamentliche Moral mit dem Lohngedanken noch arbeitet, aber kann man schon Höhen der sittlichen Gedankenwelt Jahrhunderte vor Christi Geburt erwarten, zu denen sich die Menschheit erst durch das Wort des Erlösers aufgeschwungen hat, jahrhundertlang nach seinem Wirken und Leiden und nur in einsam aufragenden Größen? Und bei den Rache psalmen vergesse man doch nicht die Lage des israelitischen Volkes, das als Pufferstaat zwischen den Großmächten des Altertums ein mühsames Leben fristete! Wir wollen dieser Gesinnung bestimmt nicht das Wort reden. Sie ist für jeden, der Christi Predigt von der Feindesliebe verstanden hat, innerlich für immer unmöglich. Aber sie kann nur richtig beurteilt werden unter Berücksichtigung der damaligen Zeitverhältnisse.

Ein besonderes Kapitel der alttestamentlichen Sittlichkeit bilden die ihrer Zeit um Jahrhunderte vorauseilenden sozialen Vorschriften. Nirgends in der damaligen Welt finden wir Vorschriften wie die im Buche Levitikus, dem dritten Buche des Moses. Wenn wir da im 19. Kapitel lesen: «Wenn du Ernte hältst auf deinen Saatzfeldern, sollst du nicht bis zum äußersten Rand des Feldes abernten. Auch sollst du nicht Nachlese halten nach zurückgebliebenen Ähren. Auch in deinem Weinberg sollst du nicht Nachlese halten nach zurückgebliebenen Trauben und Beeren. Den Armen und Fremden sollst du das zur Nachlese überlassen. Ich bin der Herr, euer Gott. Ihr sollt nicht stehlen. Ihr sollt nicht lügen, und keiner soll seinen Nächsten betrügen. Du sollst bei meinem Namen nicht falsch schwören und den Namen deines Gottes nicht entweihen. Ich bin der Herr. Du sollst deinem Nächsten nicht Unrecht tun und ihn nicht mit Gewalt unterdrücken. Der Lohn des Arbeiters soll nicht in deiner Hand bleiben bis zum anderen Morgen. Du sollst einem Tauben nicht fluchen und einem Blinden nicht einen Anstoß in den Weg legen. Du sollst den Herrn, deinen

Gott fürchten. Ich bin der Herr. Du sollst keine Ungerechtigkeit verüben und kein ungerechtes Urteil fällen. Du sollst nicht gegen den Armen Partei ergreifen und die Person des Mächtigen nicht bevorzugen. Du sollst deinem Nächsten ein gerechtes Urteil sprechen. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der Herr», — dann können wir wirklich lange in den Gesetzbüchern des Altertums suchen, um so soziale Gesetze zu finden. Wir werden uns vergeblich darum bemühen. Nehmen wir noch hinzu, daß alle drei Jahre der Armenzehnte von den Groß- und Kleinbesitzern für die Leviten, die keinen Grund besaßen, und für Witwen und Waisen vor die Tür zu legen war, daß alle sieben Jahre im Ruhejahr, das, was von selber wuchs, den Dienstboten, Arbeitern und Fremdlingen zu überlassen war, daß wir der Mahnung begegnen: «Du sollst dein Herz nicht verhärten und deine Hand nicht verschließen, daß beim Geburtsopfer für arme Mütter und beim Sündopfer für Arme erhebliche Erleichterungen vorgesehen waren im Gesetz (im letzten Fall genügte sogar eine Hand voll Mehl, die ins Feuer geworfen wurde), dann rundet sich uns das Bild ab. Und fragen wir, wie es mit der persönlichen Meinungsfreiheit im Alten Testament bestellt war, dann lesen wir im 23. Kapitel des 2. Buches Mose: «Du sollst nicht folgen der Menge zum Bösen und nicht also antworten vor Gericht, daß du der Menge nach vom Rechten weichst.» So versuchte man die persönliche Freiheit gegenüber der Gasse zu gewährleisten. Selbst der König hatte kein Recht, das Recht gegenüber dem kleinen Mann zu beugen. Das zeigt doch das Beispiel des Königs Ahab und des kleinen Weinbauern Naboth. Für Sauberkeit im Geschäftsleben gab es auch Satzungen. So lesen wir: «Falsche Waage ist ein Greuel vor dem Herrn». Und: «Die Waage muß richtig sein, das Gewicht genau, der Scheffel in Ordnung, das Maß, wie es sich gehört.» (Spr. II,1; 16,11; 20,23.) Und im fünften Buche Mose Kap. 27,17 steht: «Verflucht sei, wer die Grenzsteine seines Nachbarn verrückt» zwecks Vergrößerung des eigenen Besitzes. Wahrlich, das Alte Testament ist reich an Schutzbestimmungen für die wirtschaftlich Schwächeren. Aus dem Gesagten erhellt, daß unsere Behauptung von den religiösen, sittlichen und sozialen Werten des Alten Testamentes vollinhaltlich zu Recht besteht. Wer die Gesetze des Alten Testamentes kennt, der kann nur

Hochachtung vor dem Geist der alten Israeliten haben, die solche Gesetze in so früher Zeit als einziges Volk unter den Völkern des Altertums erlassen haben. Diese Gesetzgeber fühlten klar die Verantwortung für die Erhaltung des Volkes.

Wie steht es nun aber mit dem Geist der nachchristlichen jüdischen Religion? Wurde da auch so wertvolle Arbeit geleistet? Oder waltete Gott auch da so sichtbar mit seinem Segen über dem religiösen und geistigen Leben dieses Volkes? Die Antwort wird uns gegeben, wenn wir uns mit dem umfangreichsten Geisteserzeugnis des nachchristlichen Judentums auseinandersetzen, das man gemeinhin als Talmud bezeichnet. Es gibt über ihn sich völlig widersprechende Urteile, je nach dem Standpunkt des Urteilenden. Um zu einem gerechten Urteil zu kommen, muß man die Verhältnisse berücksichtigen, unter denen die Verfasser des Talmuds lebten. Die einen lebten in Palästina unter ausgesprochen ungünstigen Verhältnissen infolge der Plünderungen der Mittelmeerküsten durch die Vandalen; es fehlte lange Zeit an anerkannten Lehrschulen dort. Die anderen lebten in Babylonien, wo sie viele gute Schulen hatten. Der babylonische Talmud kam auch zuerst nach Europa infolgedessen. Wenn wir nun in Kürze den Geist des Talmuds darstellen sollen, so müssen wir sagen: es handelt sich bei diesem umfänglichen Werk im wesentlichen nur um genaueste Auslegung der Gesetzesbestimmungen, die bis in die kleinsten, uns fast unbegreiflich scheinenden Fragen vordringt. Nur zwei Beispiele. Es wird in einem Traktat der Frage nachgegangen, wie man es machen könne, daß man am Sabbat mehr als zweitausend Ellen gehen könne und der Ausweg dadurch gefunden, daß man tags zuvor am Ende des Sabbaterweges Speise niederlegt und so gleichsam hier seine Wohnung aufschlägt, so daß man nun von hier aus am Sabbat weitere 2000 Ellen gehen kann. Oder es werden zwei Ansichten aufgestellt über die Frage, ob man ein Ei essen dürfe, das von einer zum Essen, aber nicht zum Eierlegen bestimmten Henne stammt, welches an einem Festtage getragen und am folgenden Sabbat gelegt oder an einem Sabbat getragen und an einem unmittelbar folgenden Festtage gelegt worden war. Natürlich sind nicht alle Gesetzesauslegungen so gekünstelt. Aber der ganze Talmud ist nur solcher bis ins kleinste gehenden Gesetzesauslegung

gewidmet. Durch sie empfing der jüdische Geist seine eigentümliche, festgeschlossene Prägung, die ihn von jeglichem anderen Volksgeist unterschied; freilich war das eine geistige Erstarrung, die die Entfaltung vieler Gaben hintanhalt. Wir finden schwerlich ein inneres Verhältnis zu diesem Werk, weil wir unter Religion etwas ganz anderes verstehen. Was die vielangegriffenen unsittlichen Bestimmungen anbelangt, so ist das oft einseitig übertrieben worden; auch vergessen viele Beurteiler die Lage, aus der heraus solche Bestimmungen entstanden sind. Es ist ein anderes, ob sich ein Volk in Freiheit befindet, oder ob es in immerwährender Minderberechtigung oder gar in Rechtlosigkeit und Schutzlosigkeit dahinleben muß.

Befindet sich das Volk im geknechteten Zustand, so werden seine Gesetze notgedrungen auf diese Tatsache weitgehend Rücksicht nehmen müssen. Es wird um der Erhaltung des Volksganzen willen z. B. die Frage der Notlüge ein anderes Gesicht zeigen als bei einem Volk, das sich der Selbständigkeit und des freien Bestimmungsrechtes über seine Lebensgestaltung erfreut. In diesem Zusammenhang mag es auch Erwähnung finden, daß bei der im Jahre 1240 durch Gregor IX. veranstalteten Disputation zwischen Christen und Juden der Rabbiner Jeziel sich einer falschen eidesstattlichen Erklärung schuldig machte. Er gab nämlich zu, daß im Talmud Schmähungen gegen einen Jesus Pantheras vorkommen, versicherte aber an Eidesstatt, daß damit nicht Jesus gemeint sei. Das war offenbar eine Notlüge. Es ist eine Tatsache, daß mit diesem Namen im Talmud Jesus gemeint ist. Auf die Frage der christenfeindlichen Stellen im Talmud wirft übrigens ein Zirkular aus dem Jahre 1631 n. Chr. ein besonderes Licht. Da schrieb nämlich eine jüdische Ältestenversammlung: «Da wir erfahren haben, daß viele Christen große Mühe für die Erlernung der Sprache, in welcher unsere Bücher geschrieben sind, verwendet haben, schärfen wir euch unter Androhung des Bannes ein, daß ihr in keiner neuen Ausgabe der Mischna oder der Gamara irgend etwas auf Jesum von Nazareth Bezügliches veröffentlicht. Ihr könnt dadurch über uns und euch größere Leiden bringen und Veranlassung werden, daß man uns wie früher zwingt, die christliche Religion anzunehmen.» Übrigens waren unter den Anklägern des Talmuds vornehm-

lich getaufte Juden, z. B. Vittorio Eliano, Joseph Moro und Ananel von Foligno, welche entscheidend mitwirkten bei der Verurteilung und Verbrennung des Talmuds durch die Inquisition nach ihrer Einführung in Rom am 21. Juli 1542. Abschließend kann man wohl sagen: der Talmud hat eine Art Schutzwall errichtet gegen das geistige Aufgehen des jüdischen Volkes in das Geistesleben ihrer Wirtsvölker; aber wir können in ihm unmöglich eine segensreiche Gabe Gottes erblicken.

Schwerlich werden wir auch das Werk eines Maimonides, der das Judentum und die aristotelische Philosophie vereinigen wollte in seiner großangelegten Dogmatik mit ihren dreizehn Artikeln, oder das des Deisten Spinoza, der Gott und Natur gleichsetzte und folgerichtig zum Deismus kam, mit diesem Ehrenurteil belegen können. Es ist eine ernste Tatsache, daß nach Christi Tod von dem Judentum nichts mehr hervorgebracht worden ist, was dem Alten Testament auch nur annähernd an die Seite gestellt werden könnte.

So bleibt die Frage nach der tragenden Idee der jüdischen Religion. Wir können sie nur so beantworten, daß wir die Messiasidee als die Kraftquelle der jüdischen Religion bezeichnen und dürfen dabei gewiß sein, daß wir das richtige gesagt haben. Widmen wir darum unsere Aufmerksamkeit zum Schluß dieser Idee. Es ist natürlich für unsere Zwecke hier nicht erforderlich, daß wir der Geschichte dieser Idee im einzelnen nachgehen. Es genügt uns zu wissen: unter dem Messias stellten sich die Juden den König vor, den Gott selbst am Schluß der Geschichte senden würde, um dem Volk Israel die Herrschaftsstellung unter allen Völkern zu geben, die nie mehr enden würde. Im Anschluß an die Worte des Propheten Hesekiel, Kap. 34, wird in den messianischen Psalmen 2, 45, 72, 110 das Bild des Messias geschildert als das des Siegesfürsten, des Friedensfürsten und des ewigen Priesters. Bei den Propheten kommen zu diesen Zügen noch andere Züge, wie der der Herkunft aus dem Stammorte des Königs David bei Micha; vor allem aber der Zug des leidenden Messias, Jes. 53. Diese Idee ist die geheimnisvolle Kraftquelle der israelitisch-jüdischen Religion. Sie ist der Grund der Sonderstellung und Abschließung des jüdischen Volkes mitten in der Völkerwelt. Weil es dieser Idee bis heute nicht ent-

sagen konnte und ihre Erfüllung in Jesus Christus nicht erkannte, mußte es alle Leiden und Verfolgungen ertragen, wodurch die Völker der Welt diese Sonderstellung zerstören oder auch bestrafen wollten. Diese Idee war es, die die Verschmelzung mit den anderen Völkern verhinderte; sie war es, die es unmöglich machte, daß die anderen Völker über ihre Existenz sorglos hinweggehen konnten. Denn in ihr lag ein Herrschaftsanspruch, in dem man eine Gefahr sehen konnte. Umgekehrt ist es diese Idee gewesen, die das Volk bis heute als Volk erhalten hat. Sie ließ keine Vermischung mit anderen Völkern zu. So hat dieselbe Idee, die Ursache des Leidens dieses Volkes war, dies Volk auch wieder bewahrt und gerettet. Der Untergang dieser Idee wäre der Untergang des jüdischen Volkes. Ohne sie würde das Volk zugrunde gehen. Denn ein Volk lebt von den Ideen, die es hegt und in denen es lebt.

Ein jeder möge nun selbst urteilen, ob man die Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes ohne tiefe Ergriffenheit durchblättern kann. Es ist doch für den sachlichen Beurteiler nicht zu leugnen: auf der einen Seite ist sie eine Leidensgeschichte, die nicht ihresgleichen hat in der Geschichte der Völker; auf der anderen Seite hält dieses Volk an einer Idee fest, selbst in dunkelsten Tagen. Und diese Idee trägt es hindurch durch Nöte, an denen andere Völker zerbrochen wären. Düster ist vor allem an dieser Geschichte die Tatsache, bis zu welchen Grausamkeiten und Verlogenheiten der Haß gegen dies Volk die anderen Völker geführt hat, obwohl bei der geringen Anzahl der Glieder dieses Volkes von einer ernstlichen Bedrohung der Wirtsvölker doch niemals die Rede sein konnte.

Sollen wir nun wünschen, daß diesem Volk durch Gottes Güte die Augen geöffnet werden, daß in Jesus Christus seine Idee Erfüllung gefunden hat? Als Christen können wir nicht anders, als den Hoffnungen und Wünschen des Apostels Paulus in unseren Herzen Raum geben. Denn wir glauben, daß damit und damit allein den Leiden dieses Volkes ein Ende gesetzt würde. Blicken wir auf die großen Nöte, die uns betroffen haben und aus denen die Menschheit keinen Ausweg mehr sieht, weil sie am Ende ihres Alphabetes angelangt ist, so werden wir solchen Wünschen und Hoffnungen leichter Raum geben und sie zum Gegenstand unserer

Gebete machen. Da möchten wir wohl mit Bach beten: «Liebster Herr Jesu, wo bleibst du so lange? Komm doch, mir wird hier auf Erden so bange, komm doch und nimm mich, wenn dir es gefällt, von der beschwerlichen, angstvollen Welt».

IST TOLERANZ ZWISCHEN KIRCHE UND JUDENTUM MÖGLICH BEI BEIDER- SEITIGEM ABSOLUTHEITSANSPRUCH?

VON GERHARD JASPER, Bethel-Bielefeld

Zugleich ein Bericht über die 8. Tagung «Kirche und Judentum» in Lübeck, vom 27. 2. bis 2. 3. 1956, veranstaltet vom Deutschen Evangelischen Ausschuß für Dienst an Israel (Vorsitzender: Prof. D. Rengstorf, Münster).

Seit fast 2000 Jahren siedeln Juden und Christen vornehmlich im gleichen Raum; als Nebenraum kommt im wesentlichen nur noch die Welt des Islam in Betracht. In all diesen Jahrhunderten ist beiden — Synagoge und Kirche — ein unerschüttertes Absolutheitsbewußtsein zu eigen geblieben, und beide stehen sich in ungebrochenem Einzigkeitsbewußtsein gegenüber: Das jüdische Einzigkeitsbewußtsein, das Volk der Wahl Gottes zu sein, und das Einzigkeitsbewußtsein der Kirche, das in der Einzigkeit Christi gründet.

Darum war es ein Wagnis, bei einer Begegnung von Juden und Christen ein Thema herauszustellen, das von außen an die zwischen Judentum und Christentum stehende Frage herangetragen war: «Toleranz in christlicher und jüdischer Sicht»; denn der Begriff der Toleranz hat seinen Ursprung im Denken der Aufklärung mit ihrer *religio naturalis*, oder sagen wir mit ihrer «Vernunft-Religion». Es war darum nicht verwunderlich, daß ein studentischer Teilnehmer der Tagung in einer Aussprache die Frage stellte, was Toleranz inhaltlich eigentlich bedeute. Es wurde auch deutlich, daß der Begriff Toleranz sich als Belastung erwies. Man hat ver-